

(Nachdruck verboten.)

71

Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

IV.

Am folgenden Tage saß Klaus auf dem Comptoir des Direktors in der Strandstraße. Die Nachmittagssonne fiel schräg über das grüne, geräumige Pult und auf die Wandkarte mit allen den roten, gelben und blauen Linien, welche die Dampfschiffsrouten bezeichnen.

Er hatte das Hauptbuch auf die Kante gestellt, um sich Schatten gegen die Nachmittagssonne zu verschaffen, während er ein paar Seeschadensberechnungen durchsah, die ihm der Vater hingelegt hatte, ehe er auf die Sparkasse ging.

Er stieß einen zornigen Ausruf aus, — wie dieses grelle, scharfe Frühlingslicht blendete! — jetzt war es das dritte Mal, daß er diese lange Addition wieder von vorne beginnen mußte!

Er ging hin und tauchte das Handtuch in die Waschkübel und hielt es gegen seine Stirn; — diese Operation hatte er heute schon mehrmals ausgeführt, hatte auch den Kopf ganz ins Waschbecken hineingesteckt.

Ein ungeschliffener Blick fiel auf die Pfeife, deren Mundstück aus dem Tabaksbecher hervorgabte, bis er zögernd herantrat und stehen blieb und Tabak hineinstopfte. Eine Erinnerung an etwas Amüsantes tauchte gleichsam in seinem matten Lächeln auf. —

„Ach was, — Tabak,“ — er ließ die Pfeife wieder in die Dose fallen.

Wenn nur der Vater nicht Wind bekam von der Sache da draußen gestern Abend. — — fing er erst an, so etwas schief anzusehen, dann, — Frost Mahlzeit! — Das war kein Vergnügen! — — „Die Jugend soll sich ja amüsieren,“ äffte er im Tone des Vaters nach.

Er machte sich wieder an die Berechnung, da, wo er stehen geblieben war. —

„Zum Teufel auch, es war, als schlug er einen gerade auf den Schädel, dieser Burjche, der das Eis dort im Thorweg aufklopfte.“ —

Jetzt war da wieder jemand an der Thür! — die Sonnabendzeitung fiel in den Briefkasten hinein.

Er setzte sich auf den Comptoirstuhl des Vaters, um sie zu lesen, das eine Bein herabbaumelnd, den Rücken gegen das Pult gelehnt.

„Den steilen, glatten Kirchenhügel sich mit Gottes Mondschein begnügen lassen, aber die Prügeleien der Schiffer beleuchten.“ —

Die Schraube unter dem Lederfuß knirschte infolge eines beistimmenden Ruckes.

„Der Sauferei und dem Skandal die Fackel halten und ehrbare Leute im Finstern tappen lassen.“ — — —

„Hi, hi, hi“ — er zapfte mit den Fingern an dem Halsfragen, der zu eng wurde. — — „Jetzt hatte, weiß Gott, die Schlacht begonnen! Der Artikel war nicht übel! Redakteur Tröjan versteht es, ihnen einen zu versetzen!“

Er faltete die Zeitung sorgfältig zusammen und legte sie auf das Pult des Vaters, öffnete das Fenster und schaute hinaus.

Da kam Agent Theßen, die Zeitung guckte ihm aus der Tasche, er focht mit der Cigarre in der Luft und hielt Rechtsanwalt Garder einen Vortrag mit seinem selbstbewußten Lächeln:

„Ich halte mich an das Eine, Einfache, Einleuchtende,“ — hörte er ihn unter dem Fenster wiederholen — „den steilen, glatten Kirchenhügel.“ —

„Weiß Gott, der Vater hat schließlich doch recht, wenn man die Sache richtig erwägt,“ nickte Klaus; er hatte es nötig, seine etwas schwankende Ueberzeugung hin und wieder ein wenig zu befestigen.

„Ha! — Herrlich, die frische Luft einzuatmen!“ — — Er schloß das Fenster und machte sich wieder an die Arbeit.

Die letzte Rechnung war abgeschlossen, als der Vater die Thür öffnete.

Er trat hastig ein und legte ein Bündel Papiere vor sich auf das Pult, — nahm ganz wie sonst den Schlüssel aus der Tasche, öffnete das Pult und wühlte zwischen den Papieren, den Dedel mit den Kopfe stützend.

Da war keine Spur von einem unangenehmen Wissen zu bemerken! — Er wollte gewiß wieder fort, da er den Kock nicht abgelegt hatte, nur die Mühe. — — Er nahm die Zeitung, sein Blick verweilte einen Augenblick bei dem Artikel, — er mußte ihn bereits gelesen haben, — und steckte sie dann in die Brusttasche. — Ja, er wollte wieder fort.

Der Direktor ging ein paarmal pfeifend durch das Zimmer, setzte sich dann auf das Ledersofa und spielte mit dem Schlüsselbund.

Klaus fühlte, daß sein eines Auge, das linke, von der Seite nach ihm hinüber schielte, gleichsam aus einem Hinterhalt. Es fing an, schwül zu werden.

„Was für ein Leben hast Du denn eigentlich gestern Abend aufgeführt, Du? Es ist ein ganz stadtbekanntes Skandal!“

„Skandal? Wer untersteht sich zu sagen, daß ich Skandal gemacht habe?“ wagte Klaus. Er mußte das Terrain auskundschaften, um zu erfahren, wieviel der Vater im Grunde wußte.

„Kommst Du nun mit Schleichzügen und Ausflüchten, Zunge!“ brauste der Direktor auf, so daß die Kockennarben hervortraten. „Keinen Bescheid will ich haben!“

„Ich sagte nur, daß nicht gerade ich es gewesen bin, der —“

„Nicht gerade Du! Hör' einmal, Klaus, ich verlange, daß Du mir reinen Wein einschenkst! Ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß, wenn ich mich an meinen Sohn wende, ich mich an der Quelle befinde, wo ich authentischen Bescheid bekommen werde.“

„Ich wußte wirklich nicht, daß ich so ein Bruder Niederlich bin!“ fuhr Klaus hitzig auf, sich förmlich auf dem Stuhl bäumend.

„Ich glaube, Du erlaubst es Dir, unhöflich zu antworten. Nimm Dir das nicht heraus!“

Klaus duckte den Kopf ganz in das Pult hinab; die Haltung seines Rückens zeugte von Trotz und unterdrückter Wut.

„Während andre junge Leute im Schweisse ihres Angesichts arbeiten, um es zu etwas zu bringen, besudelst Du nur Deinen und Deines Vaters Namen nach besten Kräften.“

„Wenn Du das sagst, so —“ kam es gleich einem Geheul zwischen den zusammengebissenen Zähnen heraus.

„Ha!“ Er beugte sich mit einem unterdrückten Laut tief über das Pult.

„Und dann ist es gerade ein recht günstiger Augenblick, um Skandal zu machen,“ fuhr der Direktor höhrend fort, „gerade jetzt, wo Dein Vater in offener Fehde mit dem Polizeidirektor begriffen ist. Er wirft mir natürlich meinen eignen Sohn an den Kopf!“

„Die Polizei hat nicht das geringste mit der Sache zu thun, falls Du nicht selber hingehen und es erzählen willst. Abraham hat dafür gesorgt.“

„Abraham Johnston? War der mit dabei?“
Es entstand eine Pause, während welcher nur das Schlüsselbund an dem Zeigefinger klirrte.

„So—o, zieht Ihr den nun auch mit Euch?“

„Abraham? — Er hat mich vielmehr mitgezogen.“

Klaus schäumte vor Wut. — „Er soll stets so ein Musterbild sein!“

„Wie, hummelt der auch?“

„Das habe ich nicht gesagt! aber er ist doch mindestens viermal so oft des Abends aus als ich.“

„Nun kann man denn wohl endlich den Zusammenhang erfahren? Heraus damit, Zunge! Du bist jetzt ein viel zu langer Burjche, um das nicht vertreten zu können, was Du thust. Nun — also?“

Der Ausdruck des Direktors hatte sich bedeutend besänftigt, was nicht unbeachtet geblieben war.

„Drei von den Schülern der obersten Klasse und Gaudungsdiener Lund und Steuermann Väkebold und dann ich und Abraham, wir hielten gestern Abend einen kleinen Schmaus.“

„Das heißt mit andren Worten ein Saufgelage. Und wo, wenn ich fragen darf?“

„Ach, unten in der Kajüte von Möllendals Brigg.“

„So—o.“

„Wir hatten die Kajütenfenster und Stearinlichte drümpert verziehen es, sich eine Sache anzusehen, — hier fehlt nur noch die Hafenpolizei.“

„Und was tranket Ihr denn? — na, hm. — Ja, und dann trankt Ihr, — soßt Euch voll?“

„Wir hatten Konserven und Bier und Käse und spanischen Wein,“ berichtete Klaus mit einem gewissen Selbstgefühl.

„Es hat also scheinbar nicht an Waren gefehlt!“ Er folgte dem Bericht mit sichtlichem Verständnis.

„Und schließlich gab es Punsch.“

„Punsch, das ist 'ne Schweinerei, Du.“ — Die Bemerkung kam so vertraulich, gleichsam aus der eignen Erfahrung des Vaters, daß Klaus sich bis in die Zehenspitzen geschmeichelt fühlte.

„Nun, — und dann?“

„Ja, Vätkebold hatte uns die gräßlichsten Geschichten erzählt, wie Blyteder, der Rentier, seinem Vater das Fell über die Ohren gezogen habe; — und dann machten Abraham und Olsen aus der Prima sich daran, ein Gedicht über ihn zu machen, und Abraham zeichnete lauter Blyteders dazu, — so ähnlich, — den einen immer schlimmer als den andren, — es war zum Plasen! Und schließlich wollte Abraham, — die Uhr war inzwischen halb eins geworden, — daß wir vor Blyteders Haus ziehen und das Lied singen und ihm eine Serenade bringen sollten.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Wahl-Equipage.

Herr Hähnlein, seines Zeichens Cigarrenfabrikant und einziger größerer Unternehmer in dem kleinen sächsischen Fabrikdorfe, kam aus der Versammlung. Einen Tag vor der Reichstagswahl war's und die Wogen der politischen Erregung gingen hoch. Auch Herrn Hähnlein hatte sie gepackt, soweit sein Gemüt neben der Sorge um den Profit noch ander Erregung fähig war. Die Versammlung hatte drunten vor dem Ort, auf einem Feldgrundstück stattgefunden und der socialdemokratische Kandidat hatte dort gesprochen. Anfänglich war die Versammlung im Gasthof geplant gewesen, aber Herr Hähnlein hatte den furchtsamen Wirt „rumgekriegt“. Die Versammlung im Freien aber konnte nicht vereinzelt werden. Weder ließen sich die Nachbargrundbesitzer aufbringen, noch konnten „Minderjährige“ zuhören, noch stand eine alte Scheune in der Nähe, die die Möglichkeit der Feuergefahr in sich barg. So mußte denn Herr Hähnlein zähneknirschend sehen, wie der rote Umsturz draußen am Rande des friedlichen Ortes seine Feuertarben aufwarf.

Fabrikant Hähnlein war selbst in der Versammlung gewesen. Er fürchtete, die Ortsleute, die sich bisher ruhig hatten von ihm ausbeuten lassen, würden ihm in Zukunft „auffällig“ werden, wenn erst das „rote Gift“ von ihnen aufgenommen worden sei. Deshalb hatte er in der Versammlung dem Redner entgegnet wollen. Aber da dieser sich gut beschlagen erwies, war mit jeder Viertelstunde sein Mut gemindert. Zwar seine Arbeiter hatten sich ebenfalls nicht getraut, dem Redner laut zuzustimmen, aus Furcht, die Arbeit zu verlieren. Aber einderstanden wären sie alle mit ihm, das konnte man ihnen ansehen. Und als Herr Hähnlein gar in der Diskussion schwiag, ging ein Röhren durch die Versammlung. Der Flickschneider Schreiber, der in der Versammlung den Vorsitz führte, hatte ihn direkt apostrophiert. Aber dem wollte er's zeigen. Nicht eine Hofe kriegt der mehr zu fliden.

Wutschnaubend kam er nach Hause. Da lag ein langes Circular, unterzeichnet: „Hauptwahlauschuß der vereinigten Ordnungsparteien“. Aufmerksam ging er es Satz für Satz durch.

Da wurde appelliert an Vaterlandsliebe und Königsstreue aller Ordnungsmänner, die durch vereinte Thätigkeit dazu beitragen müßten, die Socialdemokratie zu vernichten. Jeder müsse in seinem Orte wirken, die ordnungsparteiliche Stimmenzahl zu steigern. Dies sei möglich durch festes energisches Auftreten und, worauf das Hauptgewicht zu legen sei, durch Heranziehung der sämigen Wähler am Wahltag. „Wie oft steht der Wagen leer in der Remise, das Pferd unbenuzt in Stalle. Auf, stellt Pferd und Wagen in den Dienst der Ordnungssache, zum Kampf gegen den roten Umsturz!“

Je länger Herr Hähnlein las, desto mehr packte ihn die Begeisterung. War er nicht auch ein Ordnungsmann? Hatten sie nicht in der Versammlung über ihn gelächert? Ja, denen wollte er's mal zeigen! Zwar sah er mit im Wahlbureau und konnte daher persönlich nicht thätig sein, aber Pferde, Wagen und Kutscher hatte er, und ordnungsparteiliche Stimmzettel gab's auch. Am morgigen Tage durfte kein roter Zettel abgegeben werden.

Vorerst setzte er sich nieder und schrieb dem Flickschneider Schreiber

einen Brief, in welchem er ihm „wegen socialistischer Umtriebe“ für jetzt und immer seine Rundschaft entzog. So, das würde schon ziehend! Der würde sich schon morgen für die Noten zu

Mit Ungeduld harrete Herr Hähnlein des Wahlmorgens. Er hatte eine wüste Nacht gehabt. Er sah seine Equipage umherstehen, sah die schmunzelnden Gesichter der Wähler, als sie so vornehm zum Wahllokal befördert wurden, er sah sie strahlenden Angesichts konservativem Stimmzettel abgeben. Schließlich sah er die Auszahlung der Stimmzettel. . . lauter ordnungsparteiliche Stimmzettel. Und der Gemeindevorstand, der Wahlvorsieger war, schüttelte ihm die Hand:

„Mei lieber Herr Hähnlein, das verdanken wir Sie!“

Eine halbe Stunde vor Zehn tönte des Fabrikanten Stentorstimme über den Hof: „Heinrich, anspannen!“

Heinrich war der alte, schwerhörige Knecht, der nun schleunigst die Gänse striegelte, an den Landauer schirte und vorfuhr.

Herr Hähnlein instruierte den Alten aufs genaueste. Er pflanzte ihm einen Baden ordnungsparteilicher Stimmzettel in die Tasche. „So—o—o. Nun hältst Du vor'm Wahllokal, vor'm „Weißen Hirschen“. Un' wenn ich Dir einen Zettel 'nausschide, mit einem Wählernamen, so sährstest so schnell wie de kamst hin, gibst den Mann einen Stimmzettel un' sprichst: „Eenen scheenen Gruß von Herrn Hähnlein, hier schickt er Sie eenen Stimmzettel, 's war' der richtig. Sie mechten nur einsteigen in'n Herr Hähnlein seine Equipage un' den Zettel abga'n. Hasten verstanden?“

Heinrich machte ein entrüstetes Gesicht. „Nu, was denn? Das war' ich mir doch merken können.“

„'s gutt, 's gutt!“ Herr Hähnlein ging na dem Wahllokal, in gemessenem Abstände folgte die Equipage.

Wie ein Held betrat der Fabrikant das Wahllokal. Dort hatten sie schwere Sorge über den möglichen Ausfall der Wahl. Aber Herr Hähnlein schlug siegesgewiß mit der flachen Hand aufs Knie.

„Keine Besorgnisse, meine Herr'n. Was die Socialdemokraten sein, die wer'n heute geschlagen. Ich hab' meinen Plan.“

Und er enthüllte seinen Plan und sie hörten ihm alle wohlgefällig zu.

„So wird's geh'n. So wird's geh'n.“ —

Nach zehn Uhr sah man des Fabrikanten Hähnleins Equipage durch das weitverstreute Dorf fahren. Die Leute, die in ihren dumpfen Stuben für den reichen Fabrikanten Cigarren widelten, guckten neugierig durch die Fenster Scheiben. Die Equipage fuhr leer und kam leer zurück.

Während sie im „Weißen Hirschen“ auf Wähler warteten, ging's drunten im „Leipziger Fuhrmann“, beim Eingang zum Dorfe, hoch her. Dort sah der Flickschneider Scheibe und las den Gästen mit Entrüstung Hähnleins Schreiben vor.

„Da seht Ihr. So machen je's Eenen. In der Versammlung kommt'r nicht's Rauf uff'dhun, dazu war'r ze feige. Aber hinterher eenen armen Handwerker um die Arbeit bringen, das versteht so 'e großer Fabrikant aus'n ff. Das nennt'r „den Mittelstand retten“. Ihr wähl't m'r erscht recht social'schl!“ Und er schlug mit der Faust auf den Tisch.

Da fuhr draußen die Equipage vor. Der Kutscher drehte die Schleife zu, warf den Pferden die Zügel über den Rücken, sprang ab, zog seinen langen Kutschrock aus und hing ihn nebst der Mütze am Bode auf. Dann kam er im Stallittel herein.

„Ja—a—g.“ sagte er, „ibe woll'n m'r erscht emal friehstiden.“

Der Schneider machte einen langen Hals. „Nu, mei' Heinrich, haste schweren Dienst?“

„N.“ machte der Kutscher verdrießlich, „was mei' Herr is', der schickt mich schon den ganzen Morgen, die Leute z'samm' fahren. Se soll'n wählen kommen. Aber se kommen nicht. Erscht war' ich beim Wädmeeß'r Kluge. . . er schläft. Dann war' ich beim Nachtwächter. . . er schläft. Denn war' ich beim Fleischermeß'r. . . er is' uff' Niehloof. Nu soll' ich zum Pastor. . . aber erscht wird gestrichelt.“

Die Leute lüchelten und machten ihre Witze über den Fabrikanten und die Schlepparbeit seiner Equipage. Der Schneider aber frug mit einem gleichmütigen Gesicht: „Was host denn Du für Stimmzettel?“

„Ich wees nicht,“ antwortete der Kutscher, der an seinem Frühstück laute, „se reden in meinem Nocke. Der Hähnlein spricht, ich soll'n Leuten sagen: 's war'n schon die richtig. . .“

Sie redeten noch eine Weile, dann empfahl sich der Schneider. Draußen machte er sich an dem Rock des Kutschers zu schaffen. Es war wohl der Schmutz vom Kade, den er abwischte. Hierauf sah man ihn davon gehen.

Nach der Frühstückspause fuhr der Kutscher wieder die Wähler zusammen. Wie der Fabrikant die Namenszettel herausgab, so fuhr er. Ueberall lud er die Wähler freundlich ein, Platz zu nehmen, überall gab er im Auftrage des Fabrikanten den Stimmzettel hin; „Herr Hähnlein ließe sagen, es sei schon der richtige.“

Und war am Morgen das Schleppgeschäft schlecht gegangen, jetzt ging's um so besser. Die Leute schmunzelten, als sie den Zettel betrachteten hatten und beeilten sich, in die Fabrikantenequipage zu steigen. Sie hatten's förmlich eilig, hinter den verhängten Tisch zu kommen, der als „Jolierraum“ diente und sie nidten freundlich dem Fabrikanten zu, wenn der Zettel in der „Arne“ verschwunden war.

Und der ganze Wahlvorstand strahlte. „Wenn das so weiter geht,“ rief Herr Hähnlein begeistert, „so kriegt der Socialer nicht'eene Stimme.“

Bloß über den Pfarrer wunderten sie sich. Der ließ nämlich durch den Kutcher sagen, er bedanke sich für Hähnleins Equipage und meinte lieber überhaupt nicht wählen. Aber der Gemeindevorstand meinte: „Das wees 'ch schon lange, daß d'r Pastor nicht wählen geht. Der war's ja am liebsten selber gern wor'n.“

Also der pure Reiz. Um so mehr mußte man sich freuen, über die Menge, die begeistert herankamte oder herankam, um den richtigen Stimmzettel abzugeben. Erst gegen Abend, als selbst die bekannten socialdemokratischen Wähler in Hähnleins Wahlquipage angefahren und stolz verkündeten, sie wollten des Fabrikanten Zettel abgeben, wurde der Gemeindevorstand an der Urne etwas unruhig. Aber Hähnlein rief begeistert: „Da sieht m'r bloß, wie leicht die Leute von der Ordnungssache zu überzeugen sein. Nur praktisch muß m'r'sch anpacken!“

Sieben Uhr war's, da wurde die Wahlhandlung geschlossen. Kopf an Kopf stand die Wählerchaft und mitten drin stand Heinrich, der Kutcher, während an einem Seitentisch der Zuzugener Scheibe Platz genommen hatte. Der Fabrikant maß den Meister mit höhnischen Blicken.

„Heute wer'n m'r ja seh'n, wie viel Socialdemokraten im Orte sein,“ spöttelte er.

Aber der Schneider lächelte vergnügt dazu. „Wenn Sie se richtig zählen,“ meinte er, „dann war' m'r'sch ja bald wissen!“

Und das Auszählen begann. Sie warteten alle mit fieberhafter Spannung. Der erste, der zweite, der dritte . . . Zettel auf Zettel, lauter socialdemokratische Stimmen. Die Leute im Wahlvorstand sehen sich verblüfft an, Hähnlein wurde feuerrot. Unter den Wählern erhob sich ein Röcheln. Und als das Resultat verkündet wurde: von 92 Wählern 87 socialdemokratische, 5 konservative Zettel abgegeben, da erhob sich ein stürmisches Hohngelächter.

„Ruhe!“ schrie der Vorstand und schlug mit der Faust auf den Tisch. Hähnlein aber dämmerte eine Ahnung. Herzengrade schritt er auf den Kutcher zu.

„Mei' Heinrich, weis' emal Deine Zettel.“

„Wann 'ch noch welche hab,“ meinte der gleichmütig, griff in die Tasche und zog richtig noch ein paar heraus.

Herr Hähnlein warf einen Blick darauf. Lauter socialdemokratische Zettel. Er versetzte seinem Kutcher eine klatschende Ohrfeige.

Es gab einen fürchterlichen Lärm in dem kleinen Lokal. Der Kutcher heulte, die Wähler ergriffen seine Partei, der Fabrikant tobte und fluchte.

In dem allgemeinen Lärm trat der Schneider vor an den Tisch. „Herr Vorstand, sein die Stimmzettel richtig gezählt oder nicht?“

„Richtig sein se,“ gab der zögernd zur Antwort.

„Sein se gültig oder nicht?“

„Gültig sein se.“

„So wiss'n m'r also nu wieviel Socialdemokraten im Orte sein . . . he, Herr Hähnlein?“

„So viele giebt's garnia! bei uns,“ wöhnte der.

„Ja,“ lachte der Schneider, „Sie ham se bloß nicht gemerkt. Wie se ze Frühe loosen mußten, war'ns ihre schon genug, aber seit Sie se mit d'r Eskispasche fahren, sein se bal' nimmer zu zählen!“ —

E. R.

Kleines feuilleton.

ac. Die Zwingsburg von Babel. In der Hauptversammlung der Deutschen Orientgesellschaft, die am Dienstag im Hörsaal des Museums für Völkerkunde stattfand, referierte über die babylonische Ausgrabungscampagne der letzten Jahre einer ihrer Hauptleiter, Herr Regierungsbauinspizor Andrae. Das Antlitz des Redners legt bereites Zeugnis ab, welche Strapazen die Teilnehmer der Koldewey'schen Expedition im Dienste der Wissenschaft willig auf sich nehmen: nach hier im Wüstenbrand zugebrachten Jahren hat es eine Färbung angenommen, die dem Braum der eingeborenen Wüstensöhne kaum erheblich nachsteht und keinen Zweifel aufkommen läßt, daß Herr Andrae nicht überdreißig, wenn er die mesopotamische Durchschnittstemperatur während mehrerer Monate im Jahre auf 40 Grad Celsius angiebt. Noch eins war an dem äußeren Menschen des Vortragenden auffällig. Er fragte nämlich den „vornehmsten Red“, Pöckelhaube und Spieß. Wieso das kam, läßt der 5. Jahresbericht der Orientgesellschaft mit wünschenswerter Deutlichkeit erkennen. Danach wird eine weitere Verstärkung des Expeditionspersonals u. a. auch deshalb notwendig, weil „Herr Regierungsbauinspizor Andrae, seit vier Jahren Dr. Koldewey's unermüdblicher Helfer und treuer Genosse, dessen Kontrakt neuerdings auf weitere zwei Jahre verlängert worden ist, kürzlich nach Deutschland kommen mußte, um seinen militärischen Pflichten zu genügen.“ Daß es in Deutschland Leute giebt, denen die strategischen Leistungen des Sommerleutenants bedeutender erscheinen als die archäologischen des Gelehrten, vom Kostenpunkt ganz zu geschweigen, kam zwar weiter nicht überraschen, verdient aber doch festgehalten zu werden.

Wenn also etwa in diesen Tagen erregtesten politischen Lebens die Beschäftigung mit babylonischen Altertümern einigermassen deplaciert erscheinen möchte, hier hat er ein Bindeglied zwischen Altertum und Gegenwart. Denn in welchem Maße auch in Babel

Nebuladnezars die militärischen Rücksichten alles andre überwoogen, ließ Herr Andrae's interessanter Bericht über die dortigen Ausgrabungen vor allem erkennen. Die Expeditionsarbeiten, von deren Feld und Ergebnissen Aquarelle des Redners und Lichtbilder eine lebhaft anschauliche Anschauung gaben, haben sich auf alle Teile des ehemaligen Stadtgebietes von Babylon erstreckt. Man ist geneigt, sich durch die Bibel und die griechischen Schriftsteller zu übertriebenen Vorstellungen von deren Ausdehnung verführen zu lassen. Thatsächlich ist sie im Vergleich zu modernen Großstädten sehr gering. Das Stadtgebiet des alten Babylon umfaßt nämlich zehn Quadratkilometer, während z. B. dasjenige von Berlin sich über 60 Quadratkilometer erstreckt. Unter den Großstädten des Altertums nahm aber Babylon die größte Bodenfläche ein; selbst die des kaiserlichen Rom und die der assyrischen Hauptstadt Ninive war kleiner.

Zwischen der Ringmauer von Babylon, deren Verlauf nun so ziemlich festgestellt ist, sind es vor allem drei Trümmerhügel, die als Ziele der Ausgrabungstätigkeit in die Augen springen: Babil, Anwan ibn Ali und Kasr. Der 40 Meter hohe Babilhügel galt früher vielfach für die Ruine der „hängenden Gärten“ der Semiramis oder gar des Turms von Babel. Mit diesen Phantasien ist nun endgültig ausgeräumt. Babil ist nichts andres als der Schutthaufen, den ein alter Palast von ungewöhnlicher Höhe hinterlassen hat. Im Anwanhügel hat die Koldewey'sche Expedition die Reste des großen Marduk-Tempels von Babylon, E-sagila genannt, endgültig festgestellt. Gemutmaßt wurde es schon früher. Nun aber sind Mauern aufgedeckt worden, deren Ziegeln die Keilschrift aufgestempelt tragen: „Dieses ist E-sagila“. Um zu dem Ergebnis zu gelangen, bedurfte es schon sechs bis siebenmonatlicher Arbeit. Denn auf den Trümmern des altbabylonischen Tempels haben spätere Generationen Häuser gebaut, die wieder zerstört und durch neue ersetzt wurden. So hat sich im Lauf der Jahrhunderte über den altbabylonischen Trümmern eine jüngere Schuttschicht von 28 Meter Stärke angehäuft, die vollständig abgetragen werden mußte, wenn die Ruinen des Marduk-Tempels ganz bloßgelegt werden sollten.

Abgeschlossene Ergebnisse hat die Expedition bereits aufzuweisen in Bezug auf den Kasr-Hügel, auf den sie ihre Haupttätigkeit verwandte, und der nach allen Richtungen durchgraben worden ist. Der Kasr stellt das große Schloß dar, das Nebuladnezar zum Zeichen seiner Macht und Herrlichkeit zum Erstg für die geringe, von Vorgänger Nabopolassar übernommene Wohnstätte mit ungeheurem Aufwand von Arbeit hat erbauen lassen. Es verdient eher den Namen einer Burg, als den eines Schlosses. Dem Bauplan lag, darüber lassen die Ausgrabungen keinen Zweifel mehr, die Absicht zu Grunde, eine unheimbare Festung zu schaffen, die kein Feind zu bewältigen vermöge. Darum lehnte sich die Anlage mit ihrer Westseite unmittelbar an den Euphrat. Im Osten wurde künstlich eine ungeheure Wasserfläche von mindestens 100 Meter Breite geschaffen. Die dabei ausgehobene Erde wurde in die Fundamente des Schlosses geschafft, die dadurch schließlich eine Höhe von 15 Meter über dem umgebenden Land erreichten. Auf dieser Terrasse stand das eigentliche Schloß, das wahrlich bloß einstöckig war. Gewiss läßt sich darüber nicht sagen, weil der ganze Aufbau spurlos verschwunden ist. Im Süden bedurfte es keiner Festungsanlage, um etwaigen Angreifern den Weg auf die Schloßhöhe zu sperren. Denn sie war hier von Natur unzugänglich. Im Nordosten dagegen, wo über anstoßende Hügel der Weg in die Burg führte, legte Nebuladnezar zu Verteidigungszwecken eine ungeheure Doppelmauer von 180 Meter Länge an. Damit nicht genug, erhob sich außerhalb der ganzen Anlage im Osten das mächtige Zisternthor, dessen Trümmer mit zahlreichen Reliefs und andern Kunstwerken im abgelaufenen Jahre zu Tage gefördert worden sind. Es ist ein Doppelthor mit mächtigen Flautentürmen und hat die Dimensionen einer kleinen Festung. Seine Eigentümlichkeit ist, daß es nach nirgendwo einen Eingang öffnet; es ist ein Verzierthor. Nebuladnezar sagt selber in einer Inschrift, daß dies eine Kriegslist sei; ankündende Feinde sollten zum Angriff auf das kolossale Bauwerk verleitet werden, um schließlich, wenn sie sich seiner mit großen Verlusten bemächtigt hätten, die angenehme Entdeckung zu machen, daß sie soweit seien, wie zuvor, und man erst an die Hauptaufgabe kämen.

So mag König Nebuladnezar nach Vollenbung des Kasr wohl der Ueberzeugung gewesen sein, er habe die Souveränität seiner Familie wie einen Felsen stabilisiert. Die Geschichte hat solchen Illusionen aber bald ein Ende gemacht und schon seinen nächsten Nachfolgern gezeigt, daß keine militärischen Machtmittel einen morchen Thron stützen können. Nebuladnezars Sohn Sinesmerodach ward schon nach zweijähriger Regierung durch den eignen Schwager gestürzt und ermordet. Gegen den Enkel Labasimardul verkehrten sich schon, nachdem er bloß neun Monate seine „böartige Natur“ hatte zeigen können, die Höslinge; auch ihm ging es an den Krügen. Und der nun folgende letzte König von Babylon, Naboned, machte sich bei seinen Unterthanen mit unerträglichen Steuern und unterschiedlichen andern Bedrückungen so beliebt, daß sie die persischen Eindringlinge unter Cyrus mit Jubel als Befreier begrüßten. Da nahen alle Hilfsmittel der Militärmonarchie nichts, auch nicht die feste Burg des Kasr-Hügels. Nicht Roß, nicht Reifige . . .

b. Von der Galerie zum Turbinendampfer. Aus London wird berichtet: Ein interessantes Stück Kulturgeschichte bildet die Ent-

wicklung der „ältesten Fährte der Welt“, die den Verkehr über den Kanal zwischen England und Frankreich durch die Straße von Dover vermittelt und die in dieser Woche wieder in eine wichtige neue Phase eintritt. Der Verkehr wurde vor zwei Jahrtausenden eröffnet und die Schiffe, die im Laufe der Jahrhunderte daran beteiligt waren, schließen alle Arten ein, von Cäsars hohen Galeeren, die von Anderen vorwärts getrieben wurden, bis zu dem Turbinendampfer, der in dieser Woche zum erstenmale die Ueberfahrt in 50 Minuten machen wird. Es besteht kein Zweifel, daß im ersten Jahrhundert ein mehr oder weniger regelmäßiger Verkehr über den Kanal begründet wurde, als ein Teil des Systems der Posten, die im ganzen römischen Reich aufrecht erhalten wurden, und er wurde von den in Britannien befehligenden römischen Generalen benutzt, um die Verbindung mit Gallien und Rom aufrechtzuerhalten. Dem Beispiel der militärischen Behörden Roms folgten die Wissenschaftler, deren ständige Reisen das was man als den Vorläufer des jetzigen gewaltigen Passagier- und Dampferverkehrs bezeichnen kann, der nebenbei bemerkt, im Jahre 1901 von Calais nach Dover fast 300 000 Personen und 4500 Tons Korrespondenz in 160 000 Briefsäcken betrug. Der Passagierverkehr über den Kanal war zu Beginn des 13. Jahrhunderts bereits so bedeutend geworden, daß das Parlament die Sache in die Hand nahm. Durch ein Gesetz Heinrichs III. vom Jahre 1216 wurde das Fahrgehalt von Dover nach Frankreich für die Beförderung eines Reiters auf 2 Schilling und eines Fußgängers auf 6 Pence festgesetzt, wie es in alten Zeiten gewesen war. Im Jahre 1346 wurde Dover ein Monopol verliehen. Als Calais englisches Gebiet wurde, verbot eine Verfügung, nach Calais von einer andern Stadt in Kent als Dover abzufahren oder von Calais aus nach einer andern Stadt als Dover zu gehen. Diese Verordnung blieb über 200 Jahre in Kraft, solange Calais zu England gehörte. Die Archive in Dover bezeugen die Bedeutung, die der Kanalverkehr später erreichte; fast 50 Segelschiffe sind eingetragen, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts regelmäßig zwischen jenem Hafen und Calais fuhren. Die Kamen und Besitzer der Kanal-Postschiffe von hundert Jahren später sind noch verzeichnet. Damals hatte man kleine, quadratisch getastele Segelschiffe von etwa 60 Tons Tragfähigkeit, die etwa 30 Passagiere aufnehmen konnten. Bei günstigem Wind und günstiger Flut machten sie die Fahrt nach Calais in etwa drei Stunden. Die romantischste Zeit des Kanalverkehrs ist wahrscheinlich die während der französischen Kriege am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Damals mußte das Postschiff wie ein Kreuzer bewaffnet fahren, um sich gegen die französischen Kapereer zu schützen, die den Kanal unsicher machten. Wenn das Postschiff besetzt war, mußte es sich schleunig aus dem Staube machen. Konnte es das nicht, so fand es sein Grab in der Tiefe; aber die Briefsäcke wurden beschwert und versenkt, damit dem Feind keine Nachricht in die Hände fiel. Die damalige Aufregung einer Kanalreise fehlt heute, und damit ist auch das romantische Element geschwunden. Im Jahre 1820 begann das erste Dampfschiff seine Reise zwischen Dover und Calais. Es war ein in Schottland gebautes Schiff Namens „Rob Roy“ mit einem Tonnengehalt von etwa unter 100. Die ersten Dampfer konnten den Melord der Segelschiffe noch nicht beträchtlich schlagen, da die Durchschnittszeit von Hafen zu Hafen 2 1/2 bis 3 Stunden betrug. Damals mußten die Passagiere auf beiden Seiten des Kanals in kleinen Booten an- und ausgebootet werden, so daß die Reise immer noch ein Unternehmen war. Erst 1880 brachten große Dampfer die Zeit der Ueberfahrt auf anderthalb Stunden, und der ganze folgende Zeitabschnitt war nötig, um die Ueberfahrt um eine weitere halbe Stunde herabzusetzen. Der Turbinendampfer „Queen“, der jetzt seine erste Fahrt macht, unterscheidet sich auch abgesehen von der Turbine von den andern bisher gebrauchten Schiffen völlig. Der Dampfer ist 310 Fuß lang, 40 Fuß breit und 25 Fuß tief. Zum Wenden und zum Zurückgehen aus dem Hafen ist das Schiff mit einem großen, durch Dampf getriebenen Bugruder ausgestattet. Die Maschine besteht aus drei Parsonsturbinen, die drei Reihen Wellenleitung haben. Beim Manövrieren läuft die mittlere Welle frei, und die beiden Seitenwellen vertreten die gewöhnlichen Zwillingsschrauben. Das Schiff soll eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 21 Knoten haben und die Fahrt in 50 Minuten machen. Es ist sehr elegant ausgestattet.

Aus dem Tierreiche.

on. Die größten Taubengeschlechter gehören zu der Gattung der Krontauben (Megapelia), die mit fünf Arten nur auf der Insel Neu-Guinea und den benachbarten Eilanden anzutreffen sind. Sie erscheinen wegen ihrer Größe plumper als andre Tauben, besitzen einen dünnen ungewöhnlich langen Schnabel, sehr hohe Beine, mittellange Flügel und einen sehr langen Schwanz. Ihr Aeußeres wird außerordentlich gehoben durch eine prachtvolle Haube, die sich wie ein großer Fächer vom Ansatz des Schnabels bis zu dem der Flügel über den Kopf weg erstreckt. Auch die Farben dieser Tauben sind gewöhnlich von großer Schönheit. Die häufigste, auch bei uns nicht selten in Gefangenschaft gefessene Krontaupe hat ein helles, schieferblaues Gefieder, bis auf einige Stellen auf dem Rücken und namentlich auf den Federn, die dunkler gefärbt sind. Die roten Füße heben sich gegen den Ton des Leibes scharf ab. Weit seltener ist bei uns die rotbrüstige Krontaupe zu sehen, von der einige Exemplare neuerdings aus dem süd-

östlichen Neu-Guinea in den Berliner Zoologischen Garten übergestelt sind. Sie sind nicht nur prächtiger, sondern auch noch größer als die gewöhnliche Krontaupe und einem großen Cuckuhuhn durchaus vergleichbar. Es ist daher verzeihlich, wenn sie auf den ersten Blick eher für Hühner als für Tauben gehalten werden. Ihre Beobachtung gewährt viel Vergnügen, aber nicht nur wegen des schönen Aeußeren der Tiere, die vor ihren Verwandten durch eine prachtvoll rote Färbung der Brust ausgezeichnet sind, sondern auch durch ihre Beweglichkeit. Gerät der Vogel in Aufregung, so wippt er mit seinem langen Schwanz heftig auf und ab. Fliegen thun diese Tauben wenig, sondern halten sich meist am Boden und suchen Baumäste nur auf, wenn sie sich an geschützter Stelle ausruhen wollen. Eine besondere Eigentümlichkeit des Vogels liegt in seiner Stimme, deren Äußerungen mit dem Gurren und Rufen anderer Tauben kaum noch etwas gemein haben, sie bestehen vielmehr in einem lauten rhytmischen Rummeln von tiefer Klangfarbe, durch das sich ein Reisender im Gebiete von Neu-Guinea leicht täuschen lassen kann, da es große Ähnlichkeit mit dem Geräusch hat, das die dortigen Bewohner auf ihren Holztrommeln hervorbringen.

Humoristisches.

— Immer dienstlich. Sie: „Aber Karl, wie kannst Du mich hier küssen! Wenn das jemand gesehen hätte!“
 Karl (Postbeamter): „Ach was, das geht niemand etwas an, das ist doch eigne Angelegenheit des Empfängers.“
 — Unter Kollegen. Erster Schauspieler: „Hast Du gehört, unser Kollege Maulmeyer hat vom Herzog die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft bekommen?“
 Zweiter Schauspieler: „Was Du sagst! Ich wußte gar nicht, daß er wissenschaftlich thätig ist.“
 — Abgelürztes Verfahren. Ein Herr steigt mit O-Weinen in den D-Zug und summt ein Motiv aus der A-Symphonie. Der Schaffner macht ihn aufmerksam, daß das Singen verboten sei, wobei seine Augen wie X-Strahlen leuchten.
 Während erhebt sich der Reisende: „Sie haben es hier nicht mit einem A-B-C-Schützen zu thun, ich bin Major a. D., hätte ich ein Stück T-Eisen zur Hand, würde ich Ihnen den Schädel einschlagen. Machen Sie, daß Sie fortkommen, Sie F. K.“
 „F. K. ist mir neu,“ sagt der Schaffner, „was heißt das?“
 „Na, Fauler Kopf heißt das!“ —
 („Lustige Blätter“.)

Notizen.

— Die künftigen Vorstellungen des Sächsischen Volks-Theaters (Thalia-Theater) werden, wie uns mitgeteilt wird, zu vollständig-billigen Preisen gegeben werden.
 — In der Wiener Hofoper wird Hugo Wolfs Oper „Der Corregidor“ in der nächsten Saison aufgeführt werden.
 — Eugen d'Alberts neue Oper „Tiefland“ wird im Oktober erstmalig im Deutschen Landes-Theater zu Prag in Scene gehen.
 — Ein neuer Komet (1903 C.) ist dieser Tage von Borelli auf der Sternwarte zu Marseille entdeckt worden. Der Stern, der eine starke Bewegung nach Norden besitzt, steht gegenwärtig im Sternbilde des Wassermanns; er ist in der zweiten Hälfte der Nacht sichtbar.
 — Eine geologische Expedition in die Centralanden von Bolivia bricht anfangs August von Hamburg auf. Leiter der Expedition ist Hofrat Steinmann vom geologischen Institut der Universität Freiburg i. B.
 — Enteisung durch Schleudern. Eine neue Art der Enteisung durch energische Luftzuführung und Oxidation des löslichen Eisenoxyduls zu Eisenoxyd erreichen A. Holle u. Co. in Düsseldorf durch centrifugieren. Das Wasser wird vermittelst einer Centrifuge von besonderer Lochung und Form durch die Luft geworfen, an einer Siebummantelung oxydiert und gelangt zu den Filtern, um vom ausgeschiedenen Eisenoxyd befreit zu werden. Der Kraftbedarf ist infolge der geringen Belastung der Centrifuge gering, der Raumbedarf gleichfalls; vor allem ist der Apparat niedrig und kann überall aufgestellt werden. Die Handhabung des Apparates ist ungemein einfach. Eine Anlage, welche schon seit mehreren Monaten 11 Stunden pro Tag mit 10 Kubikmeter Leistung pro Stunde im Betrieb ist, und bei der es sich um Enteisung von Wasser mit 8 Milligramm Eisen pro Liter handelt, liefert absolut eisenfreies Wasser, ohne daß bis jetzt sich Anstände gezeigt haben.
 („Technische Rundschau.“)
 — Der kürzlich verstorbene Wiener Chirurg Gussenbauer erhielt vom österreichischen Kriegsministerium einmal eine Anfrage, ob er ein Feldlazarett im Kriege übernehmen würde. Gussenbauer diktierte seinem Assistenten folgende Antwort: „An das hohe k. k. Kriegsministerium. Gussenbauer ist bereit, ein Feldlazarett zu übernehmen unter folgenden Bedingungen: 1. Gussenbauer und seine Assistenten dürfen in Zivilkleidung gehen, 2. Gussenbauer und seine Assistenten haben keine Vorgesetzten, 3. Gussenbauer und seine Assistenten bekommen keine Orden. Gussenbauer.“ —
 Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW